Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Adolf Tièche
Autor: Strasser, Charlot
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575442

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein, er fühlte sich erstarken, in dieser Stunde voll zum Manne reifen, sein Gang wurde aufrechter. Die Flut der Außenwelt, die Menschen, die wohlbekannte Oertlichkeit brandeten wie an einem einsamen Felsen an ihm empor: er blieb fühllos wie jener, sah und hörte nichts. In seinem Innern aber tat sich ein leuchtendes, klingendes Zauberreich auf, darin als Königin seine geliebte Maja thronte und seiner als ihres Königs harrte. Da überwand er alle Wehmut um Menschenschicksale, und eine wonnige Kraft trieb ihn empor aus der Niederung, nach dem lichten Höhenzuge über der großen Stadt, hinter dem allmorgendlich die Sonne aufging. Wie aus weiter Vergangenheit tauchte das eben Erlebte und das bleiche Bild Janinas noch einmal in seiner Vorstellung auf. Unwillkürlich blickte er zu den Sternen empor, die mittlerweile am Nachthimmel aufgezogen waren und in grandioser Monotonie ihre alten Figuren zeichneten.

Da kam es wie eine Offenbarung über ihn: ihm war, als sei er aus einem tiefen, uralten Aberglauben plötzlich erwacht, daß die weltfremden Sterne die Wege der Menschen bestimmen könnten . . .

Eine Liebe, die wir unter die Sterne versetzt haben, ist für unser tätiges Leben verloren. Wohl ziehen wir in einsamtrauernden Nächten hinaus, uns bei den ewigen Gestirnen Licht und Wärme zum Leben zu suchen. Vergebens! Die Wärme, die sie uns geben möchten, ist auf dem endlosen Wege durch den eisigen Weltenraum erstarrt, und von dem Lichte, nach dem unsere Seele dürstet, wissen wir nicht einmal, ob es nicht bloße Illusion mehr ist und seit Jahrtausenden schon der Stern, der es ausstrahlte, erlosch.

So ist auch der Weg, der zurückführt zur Vergangenheit, ein ewig weiter; denn noch ist ihn kein Mensch gegangen — und der Raum der Zeit ein eisig-kalter; denn unsere Sonne gehört nur dem Heute an!

Darum nahm Fred Abschied von Frau Luna und ihren bleichen Töchtern, seinen nächtlichen Weggefährtinnen. Jahre der Jugend war er in ihrem milden Lichte gewandelt. Dankbar würde er ihnen sein — und treulos zugleich. Denn nur in der Sonne kann der Mensch schaffen, in die Zukunft wirken, leben! So, wie die Frühlingssonne über die Ackererde hinwandelt und mit einem Male alles zu sprießen beginnt, so war die große Lebensliebe über seiner Scholle aufgegangen, auf daß im befruchtenden Tau der Dankbarkeit Tat um Tat reifen möchte . . .

Fred hatte die Höhe des Berges erreicht, in dessen Hut die heimatliche Stadt schlummerte. Und während aus der Tiefe bald Hundegebell, bald Kinderjauchzen wie vom Ringelreihn, bald das Gemurmel eines Bächleins durch die Stille klangen, schien ihm dort eine weite, dunkle Wiese sich zu dehnen, darauf viele hundert goldene Sternblumen blühten, alle ihm erreichbar, keine ein bloßes Phantom mehr, wie wenn das Mondlicht aus schwarzen Fensterscheiben trügerisch lockt — eines von den ungezählten Lichtlein aber war die Kammer, wo die Geliebte zu eben dieser Stunde seinen Namen in holde Träume bettete . . .

Und während er jubelnd seinem Herzen Luft machte: „Maja, ich hab' dich lieb, so lieb!" klang von irgendwo aus dem Dunkel fern eine Gitarre. Fred hielt den Atem an, lauschte, erbebte in wonnigem Schauer, weinte: gerade so war die Liebe über sein Leben gekommen, als wundersame Melodie von irgendwoher aus dunkler, hoffnungsloser Nacht . . .

Adolf Tièche, Bern. Morcote. Radierung.

Adolf Tièche.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und fünf Reproduktionen im Text.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Aquarellist! „Meine Tochter macht jede Woche ein reizendes Aquarell," sagt Frau Meier mit berechtigtem Stolz. Aber Adolf Tièche malt nicht à l'aquarelle de jeunes filles, sondern seine Arbeiten unterscheiden sich von letztern schon äußerlich durch Größe des Formates, innerlich durch Größe des Ausdrucks und der Auffassung. In seinen Bildern herrscht die strenge Disziplin des sichern, geschulten Zeichners vor.

Er wurde am 12. April 1877 geboren als Sohn eines bekannten Berner Architekten. Von seinem siebenten Jahre an nahm ihn sein Vater Sonntag um Sonntag

mit in die Umgebung Berns, steckte ihm ein Skizzenbuch in die Tasche und gab ihm Anleitung, besonders zum Zeichnen architektonischer Motive. Tièche besuchte das Gymnasium in Bern, studierte dann drei Jahre lang auf dem Polytechnikum zu Stuttgart Architektur, um endlich ein Jahr lang im Atelier eines bekannten Architekten in Paris zu arbeiten, bis er sich mehr und mehr dem reinen Zeichnen und Malen zuwandte. Der von ihm so sehr geliebte und immer wieder dargestellte Park von Versailles, der reiche Stimmungsgehalt der Umgebung von Paris zog ihn wieder und wieder vom Plänezeichnen und Häuserbauen ab; das Winkelmaß und Senkblei blieben liegen, und Pinsel und Stift wurden fortan die Werkzeuge des Malers. Zahlreiche Reisen in ganz Frankreich herum, nach Mt. St. Michel, nach der Bretagne, der Normandie, nach Holland und Belgien gaben ihm eine Fülle von Motiven und eine reiche Ausbeute an Studien und technisch schon sehr wohlgelungenen Bildern. Aber die Vertiefung in die Landschaft, die Liebe zu seinem Werk, die Größe der Auffassung und die sichere Auswahl der einfachen Ausdrucksmittel zeigten sich eigentlich erst später, als er an der Riviera und in Italien die malerischen Nester mit des Südens Abendhimmel entdeckte, als er, Herbst um Herbst wiederum nach Versailles zurückgekehrt, die Glut und Melancholie der sterbenden Natur erfaßte und als er in der Umgegend seiner Vaterstadt Bern die Sitze der stolzen Landaristokratie aus dem achtzehnten Jahrhundert, die Winkel und Ecken des alten Bern — die er so gut kennt und meisterlich wiederzugeben versteht — und ebenfalls die herbstliche Schönheit der Umgebung seines Heimatortes schauen lernte. Da bekamen seine Bilder ohne Staffage, ohne Anekdote, ohne Problem und Programm eine Innigkeit und Tiefe, die den stillen Beschauer ergreift, freut und in den Stimmungszauber der dargestellten Landschaft bannt. Tièche ist ein leidenschaftlicher Streiter für die Erhaltung der alten Kunstdenkmäler, ein Vorkämpfer des Heimatschutzes. Mit Wort und Schrift trat er seinerzeit ein für die Erhaltung des alten historischen Museums in Bern, und einer der unglücklichsten Tage seines Lebens war der des Volksbeschlusses, das selten schöne Gebäude solle niedergerissen werden. Als Tièche damals das Resultat der Abstimmung vernahm, packte er seinen Koffer und suchte Trost in der weltentrückten Schönheit des Parkes von Versailles.

Adolf Tièche.

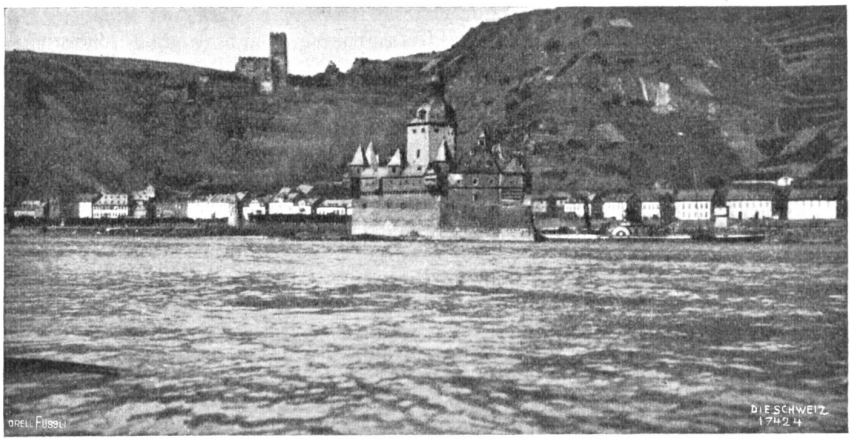
Das S. 411 wiedergegebene Aquarell Sori ist ein Meisterwerk dieser Malweise zu nennen. Das alte Raubnest mit der kühn gebauten Brücke ragt phantastisch in den weichen, fast traurigen Abend. Der Himmel hat ein großes, heiliges Leuchten, einen grünblauen Schein, wie er nach Sonnenuntergang in besonderer Zeit die Welt verklärt. Unter der Brücke hindurch schaut man das Meer, das an den Klippen, auf denen die Häuser emporragen, sich zerschlägt, und man hört das Rauschen der Brandung . . . Tièche erzählt, wie er in Sori, nach vollendetem Tagewerk mit seiner Gattin auf einem umgestülpten Boote sitzend, sein Abendbrot verzehrt habe. Dabei seien Gabel und Messer ihm aus der Hand gefallen, doch seien er und seine Frau so sehr in den Anblick der schönen Räuberstadt versunken gewesen, daß sie fürs erste nicht an das Aufheben des Eßgerätes gedacht hätten. Aber ein kleiner Knabe aus der Diebsburg drüben hätte sich den romantischen Dusel der Malersleute zunutze gemacht und sich von hinten unter das Boot geschlichen. Er sei von Maler und Gattin erst — entdeckt worden, als er mit Messer und Gabel bereits über die Brücke rannte und im Gassengewirr von Sori verschwand.

San Gimignano (s. zweite Kunstbeilage) ist ebenfalls ein Bild aus des Künstlers Wanderjahren in Oberitalien. Das Städtchen liegt zwischen Florenz und Siena und ist dem Italienfahrer bekannter als die andern nach Tièches Bildern hier wiedergegebenen Orte. Die Silhouette der turmreichen Häuserkrone auf dem Hügel ragt dunkel in den dunkeln Himmel, über den ein mächtiges Gewitter drohend heraufzieht.

Vernazza (S. 410), ein Bild aus der gleichen Zeit und der nämlichen Gegend, wurde unter Schwierigkeiten gemalt, indem der Maler seinen Stuhl auf eine Klippe neben das Bahngeleise gestellt hatte zwischen zwei Tunnels, die so nahe beieinander waren, daß die Lokomotive schon wieder im zweiten Loch verschwand, wenn der letzte Wagen noch nicht aus dem ersten herausgekommen war. Der Luftdruck des Bahnzuges hätte jedesmal das Blatt ins Meer gejagt, wenn nicht der Maler seines Körpers Gewicht darüber gebreitet hätte. Aber davon merkt man auf dem Bilde nichts, sondern es trägt das Signum: Nach Sonnenuntergang. Hinter der Stadt, gegen das Meer zu, ein dunkelgoldner Abendhimmel. Vorn zur Seite ein tiefes grünes Meer und aus ihm emporragend, stolz, frech und froh, das malerische Rivierastädtchen.

Unsere farbige Kunstbeilage führt uns nach Versailles, in des Künstlers zweite Heimat. Unwiderruflich im November zieht den Maler die Schwermut des Herbstes nach dem verzauberten Königsschloß bei Paris. Und viele, viele Bilder zeugen von dem feinen Verständnis Tièches für die weiten mächtigen Perspektiven, zeigen uns die Wasserkünste, mit den sich kräuselnden bunten Blättern bedeckt, zeigen die blaugrauen Nymphen und Götterfiguren, die Tritonen und Neptune, die aus den Wasserbecken emporschauen, zeigen die ehrwürdigen alten Bäume im Prunkgewand des Spätherbstes.

Das fünfte Bild, der Wintertag an der Nydeck (S. 409), führt uns nach Bern. Bitterkalt ist es; aber die Sonne dringt doch in die Straßen der alten Stadt,



Basel-Rotterdam Abb. 6. Pfalz bei Kaub, in der Höhe Ruine Gutenfels.

zwischen die blauen Schatten hinein, die weit über die blauen und grünen Wellen der im Winter niedrigen, ruhig dahinfließenden Aare wachsen. Dem Berner, der die schönen Plätze um seine Stadt herum sucht und liebt, ist dies Bild eine befreundete, teure Erinnerung.

Das alte Bern kennen wohl wenige Maler so gründlich wie Adolf Tièche. Mit Blatt und Bleistift stöbert er durch die alten Gassen, und oft traf ich ihn, umringt von gaffenden Buben und Mägdlein, wenn er die geliebten Winkel, immer in Furcht, es möchte ihnen das nämliche Schicksal beschieden sein wie dem alten historischen Museum, auf dem Papiere festhielt. Auf nächste Weihnachten will nun der immer rührige Verleger A. Francke eine Mappe, enthaltend fünfundzwanzig große Rötelzeichnungen von Adolf Tièche, unter dem Titel „Alt Bern" herausgeben. Mancher Berner wird daraus kennen lernen müssen, wie wenig er die Augen offen gehalten, manch einer wird mit inniger Freude geliebte Plätze wiedererkennen, und der Fremde, der Bern wenig oder nicht kennt, wird Sehnsucht nach der seltsamen alten Stadt bekommen. Das schon früher *) von uns wiedergegebene Blatt, das leider den Titel: „Es war einmal" tragen muß, zeigt die Hotelgasse mit dem alten historischen Museum und ist als Zeichnung besonders charakteristisch für Adolf Tièche.

In neuerer Zeit hat er sich, und dies sehr glücklich, (zuerst unter Anleitung Plinio Colombis) der Radierung zugewandt und mit der „kalten Nadel" einige prächtige Blätter geschaffen. Das S. 412 reproduzierte „Morcote" ist eines seiner gelungensten und mutet uns mit seinem Dom und den leuchtenden, nach oben strebenden Mauern und Häusern an als eine Art Gralsburg. Wie viel Poesie liegt in dieser einfachen, eigentlich sehr getreuen Darstellung einer Landschaft!

Dies möchte ich zum Schluß wiederholen: Bei Tièches Bildern sind keine Probleme, bei seinen Werken keine literarischen Betrachtungen möglich — und doch tragen sie alle den Stempel eines geistvollen, vielleicht etwas weichen, aber immer eigenartigen, lieben Poeten.

Charlot Straßer, Bern.

*) Vgl. „Die Schweiz" in diesem Jahrgang zwischen S. 376 u. 377.

Basel-Rotterdam im Ruderboot.

Mit acht Abbildungen nach Photographien von Willy Niggeler, Bern. Nachdruck verboten.

(Schluß).

Ein Studienfreund von uns, Werner Langen aus Grevenbroich, den wir am Abend noch getroffen hatten, stieg für zwei Tage als sechster ins Boot und trieb unsern Steuermann auf den Wellenschutz hinauf. Dafür machte er als Rheinländer den Cicerone für alle Sehenswürdigkeiten.

Ein grauer Himmel wölbte sich über uns; Schlepper an Schlepper rauschte an uns vorüber. Sie nahmen in St. Goar Lotsen auf, die jeweilen den mächtigen Schleppdampfer in voller Fahrt besteigen und ihn bis Bingen führen. Bei jedem Rebberg sagte Freund Hans, der hier zu Hause ist, mit Pathos: „Hier wächst der beste Wein!" Der Satz ist bei uns zum geflügelten Wort geworden. — In Oberspey wurden wir durch das Winken zweier Mägdlein angelockt, landeten und machten es uns an ihrer holden Seite in einer Weinrebenlaube gemütlich, wurden aber bald durch einen Platzregen in die Gaststube verjagt.

Von Bingen bis Koblenz zieht sich die charakteristische Durchbruchsgegend des Niederrheinischen Schiefergebirges, links der Hunsrück, rechts der Taunus (Abb. 6). Bei Oberlahnstein sind große Bleibergwerke, deren weiße Rauchfahnen über die Wälder dahintreiben. Beim Deutschen Eck fuhren wir ein wenig in die Moselmündung, uns das Kaiser Wilhelm-Denkmal auch von dieser Seite anzusehen. Im späten Nachmittag landeten wir in Andernach; abends gingen drei von uns nach Leutersdorf, auf der andern Seite des Rheins, zum Tanz.

Unsere Ruder hatte ein Schreiner schön geflickt; aber schon nach einer halben Stunde Fahrt am andern Morgen war der Leim aufgeweicht, und es war so schlimm wie zuvor. Unser landeskundiger Lotse Werner hatte sich am Abend vorher wohl zu lebhaft mit den Rheinländerinnen unterhalten; alle Erklärungen mußte er heute mit heiserer Stimme erst unserm Steuermann zuflüstern, der sie dann allem Volk vernehmlich verkündigte.

Der Rhein wird wieder breiter, sonst immer dasselbe Bild. Träge schleicht die Zeit. Schlag um Schlag gleiten die Ruder ins Wasser. Nichts als das Knirschen der Rollsitze, der monotone Takt der Ruder, das Quirlen des Wassers! Man schläft mit offenen Augen. Die Phantasie eilt heim, nach Zürich, nach den leuchtenden Bergen, bis das Rauschen einer nahen Boje den wachen Traum verscheucht . . .

Wir landeten in Köln, wo man uns, wohl weil wir mit unsern Boots- und Rucksäcken zu sehr nach Auswanderern ärmster Sorte aussahen, in keinem Hotel aufnehmen wollte. So steckten wir denn unsern Steuermann, der noch am anständigsten aussah, in einen langen Gummimantel, englische Mütze, kurze Pfeife in den Mund, setzten ihn in eine Droschke und ließen ihn bei den Hotels vorfahren. Alsbald hatten wir Quartier! Mit Heißhunger fielen wir über unser Nachtessen her, um nachher noch unsern Freund Werner zur Bahn zu begleiten, die ihn nach Grevenbroich uns entführte.

Am andern Morgen, nach Besichtigung des Doms und nachdem wir ein kurzes Mittagessen genossen hatten, saßen wir